

Utopien in der Krise?

Wer sich eine neue Welt wünscht, wird oft als Utopist bezeichnet. Philipp Theisoeh erklärt, warum wir Utopien brauchen – und warum wir sie fürchten.

Interview: Sylvie Eigenmann

WENDEKREIS: Herr Theisoeh, eine Münchner Kulturphilosophin nannte die Gesellschaft neulich «utopiesüchtig». Würden Sie zustimmen?

Philipp Theisoeh: Die Grundfrage dabei ist, was man unter «Utopie» versteht. Ich nehme eher die Gegenposition ein: Das, was wir als Utopie betrachten, das «ganz Andere» zu dem, was wir leben, danach sind wir überhaupt nicht süchtig. Wir sind viel zu un kreativ. Fragt man die Leute nach ihren Zukunftswünschen, dann geht es dabei meist ja nur um eine Optimierung des Ist-Zustandes. Die Utopie aber sagt: «Alles, was ich gegenwärtig von der Welt weiss, stelle ich in Frage.» Sie hat für mich zu tun mit einer Gesellschaft, die ganz andere Voraussetzungen hat als unsere.

Zum Beispiel?

Das kann alles Mögliche sein. Zum Beispiel eine anders funktionierende Ökonomie: Im Moment haben wir den Kapitalismus mit Arbeitsteilung, Gewinnerorientierung, Leistungsprinzip. Man kann sich überlegen, ob man «Wirtschaften», «Erfolg» und «Misserfolg» nicht ganz anders definieren müsste. Oder den Begriff von Individualität, oder der Familie. Es gibt Gesellschaften, in denen die Kinder ganz anders erzogen werden – losgelöst vom Familienverband. Die Kunst, uns das vorzustellen, haben wir nicht etabliert. Wir haben sehr viel Angst vor Utopien.

Aber sehnen sich nicht alle Menschen nach Veränderungen in der Gesellschaft?

Die Frage ist, ob das echte Veränderungen sind. Natürlich wünschen wir uns eine Gesellschaft, die besser, gerechter, anständiger ist, in der wir zum Beispiel verständnisvoller mit Flüchtlingen umgehen. Radikal utopisch aber müssten wir dazu auch eine andere Wirtschaftsordnung und ein anderes Denken über Globalisierung, Friedens- und Entwicklungspolitik erdenken – also einen Gesamtentwurf.

Dazu muss zuerst gesagt werden, dass im Begriff «Utopie» zwei Begriffe stecken: der «eu-topos» und der «u-topos». «U-topos» bedeutet «Nicht-Ort»; das wäre mei-

ne Definition, der Ort, den es noch nicht gibt und für den wir grundlegend anders denken müssen. «Eu-topos» hingegen bedeutet «der gute Ort», das Schlaraffenland. Je näher wir ihm kommen, umso einfallsloser werden wir, weil der «gute Ort» nicht mit einer radikalen Art des Umdenkens einhergeht, sondern mit Optimierungen des Ist-Zustandes. Die Autos noch schneller, die Internetverbindung noch besser und die Lebenserwartung noch länger zu machen, ist aber noch lange nicht utopisch.

Kann Mensch ganz ohne Utopien und Visionen leben?

Wir brauchen immer kleine oder grosse Utopien, um uns Alternativwelten zu schaffen – das tun wir den ganzen Tag, und sei es nur, dass wir sagen: «Lass uns hierhin gehen statt dorthin.» Die spannende Frage ist: Angenommen, es gelingt uns, unsere Utopie durchzusetzen, können wir in ihr leben, ohne weitere Utopien zu haben? Oder wären wir irgendwann unbefriedigt?

Die Utopie ist also nie ein finaler Zustand.

Genau. Sie liegt in der Produktion stark beim Subjekt. Utopien haben starke individuelle psychische Funktionen für uns: Sie suggerieren die Vereinigung von Individualität und Gesellschaftsfähigkeit.

» Jede Utopie verlangt Opfer.

Sollte darum nicht auch eine Gesellschaft als Ganzes eine gemeinsame Utopie oder Vision haben?

Das Problem dabei ist: Wer kann sie bestimmen? Gruppierungen, die mit dem Argument «gesellschaftliche Vision» stark auftreten, sind oft totalitäre Bewegungen, und das kann gefährlich sein. Dennoch denke ich, dass Politik in der Lage sein muss, Utopien zu haben und Utopien für die Gesellschaft zu formulieren. In der europäischen Realpolitik sind Utopien aber nicht gern gesehen, also das Mitverändern eines Systems, von dem man lebt und von dem man profitiert. Dazu kommt: Ihre Utopie ist nicht meine, und Welten zu formulieren, in denen wir alle gern leben würden, ist sehr, sehr schwierig. Utopien sind sehr konfrontativ.

Tatsächlich?

Wenn man es nicht bei Floskeln belässt, sondern konkrete Prinzipien bespricht, auf denen man eine Gesellschaft aufbauen will und mit denen man sie dorthin führen kann, muss man sich auch überlegen, welche Opfer man bringen muss – jede Utopie verlangt Opfer. Und Opfer werden in der Politik nicht gern gebracht. Dazu kommt, dass der Konsensgedanke in der Schweiz traditionell stark verankert ist, was gute Gründe hat, aber auf Utopien auch lähmend wirkt. Wir könnten zwar radikal anders denken, sind aber nicht geschult darin und alle recht bequem.

Führungspersonen zu haben. Leadership ist ganz schlecht in Sambia, sobald sie gewählt sind, vergessen sie ihre Versprechen. Dann auch die Ausbildung: Auch die grosse Masse der ganz armen Leute muss Zugang zu Bildung haben. Wenn sie das nicht bekommen, wo sollen denn diese neuen Führungspersonen herkommen? Es gibt so viele intelligente arme Menschen, die keine Chance haben.

Brian Tembo (32) ist Manager der Handwerkerschule Training Center Mpanshya, Sambia. Das Center wird unterstützt von der Erzdiözese Lusaka, einer Partnerorganisation von COMUNDO.

Eine bessere Welt respektiert die Verschiedenheit, die Gedanken und den Glauben. Es ist eine Welt, geprägt von Gerechtigkeit und Gleichheit, in der die Jugend die Chance erhält zu studieren und auch Berufsaussichten hat, wo Menschen in Würde leben können, ohne gedemütigt zu werden. Eine Welt, in der die Menschenrechte respektiert werden und wo Menschen mit ihren Stärken und Schwächen wertgeschätzt werden, so wie sie sind.

Eine Welt, die alle Generationen mit einbezieht und wo wir alle davon träumen, dass der lang ersehnte Friede kommt, es keine Kriege mehr gibt, keine Gewalt und kein Elend.

Nancy Andoa (45) arbeitet im Koordinationsteam von Casitas Biblicas in Bogotá, Kolumbien. Die Partnerorganisation von COMUNDO bietet Angebote in den Bereichen Bibellektüre, Jugendarbeit, Gender und Umwelt an.

Meine ideale Welt wäre eine Welt, in der es keine Religion spielt, wo jemand herkommt, wo weder die Religion, die Rasse, die Sippe, die Klasse noch die Grösse wichtig sind – oder das Gewicht (lacht). Eine Welt, in der kein Mensch wichtiger ist als ein anderer – eine Welt, in der jede/r an erster Stelle steht. Vorbilder und Führungspersonen sollten ein gutes Beispiel geben: Eltern ihren Kindern, Berühmtheiten ihren Fans und Präsidenten bezüglich ihrer Themen.

Louisa Wangalwa (35) ist Sekretärin von Special Education Professionals in Nairobi, Kenia. Die Partnerorganisation von COMUNDO ermöglicht den Zugang zu Therapieangeboten für Kinder mit Behinderung.

Unterstützen Sie die Arbeit von COMUNDO
Mit Ihrer Spende unterstützen Sie COMUNDO darin, Fachpersonen in Länder des Südens zu entsenden, wo sie sich zusammen mit unseren Partnerorganisationen für eine gerechtere, lebenswertere Welt für alle einsetzen. Weitere Informationen finden Sie unter:
→ www.comundo.org/spenden



Philipp Theisoeh